

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Bestellungen nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Dritter Jahrgang.

No. 21.

Donnerstag, am 19. Mai.

1853.

Die Bwillingschwester.

Novelle

von

Juliette Korb.

(Schluß.)

Das Weihnachtsfest war vorüber, ohne daß Herrn Liebau's Wunsch in Erfüllung gegangen wäre; er blieb aber seinem Versprechen getreu, für's erste nichts zur Befriedigung desselben zu thun und ließ die Sache ihren stillen ruhigen Gang gehen, dessen Ende seiner Ansicht nach doch nur eine Verbindung seiner Lieblinge sein konnte, da er nur von einem Hinausschieben, aber von keiner Weigerung wußte. Diese zu vermuthen lag ihm fern, da ihm Victor und Felice nie vertrauter vorgekommen, als gerade jetzt. Doch daß dieses ein geschwisterliches Verkehren sein konnte, daran dachte er nicht. Madame Liebau hatte nie wieder mit Felice über Victor's Leidenschaft gesprochen und auch sie tröstete sich damit, daß die gänzliche Entfernung von dem Gegenstande derselben die Flamme verlöschen müsse; sie wollte daher durch Berührung die verlöschte nicht von neuem aufflackern lassen.

Dem war aber nicht so. Victor dachte eifriger an eine Reise nach B. als je und wollte den lange ausgedachten Plan nun bald in's Werk setzen. Das gewöhnliche Leben hatte grade keine Unterbrechung erlitten, wiewohl Victor und Felice ernster als früher erschienen.

An einem kalten aber freundlichen Tage im Januar ging Felice wieder in die Kleinkinderschule, wo sie auch wöchentlich einige Stunden die armen Kleinen im Stricken unterrichtete. Sie war sehr geliebt von den Kindern, weil sie immer freundlich und gütig und oft die Fleißigen mit einer Kleinigkeit erfreute. Schnellen Schrittes hatte sie das Haus erreicht, wo sich die Schule befand, und wurde mit dem freudigsten „Guten Morgen“ empfangen. Sie blieb heute allein, die andere Lehrerin, eine Bekannte von Felice, kam nicht.

Die Kinder strickten und riefen sie ab und zu, um eine Masche aufzunehmen, oder die Nadel anzufangen. Plötzlich rufen mehre Kinder: „Fräulein Liebau, die Marie ist krank.“

Felice eilt zu dem Kinde, das bleich und zitternd dasitzt und das Köpfchen nicht aufrecht halten kann. Es war Felicens kleiner Liebling, ein blondgelocktes vierjähriges Mädchen. Sie nimmt das

Kind auf ihren Schooß und sagt zu einem der älteren Mädchen: „Louise, hole schnell ein Glas Wasser.“ Ihr Blick fällt auf die Straße, wo ein glücklicher Zufall soeben ihren Hausarzt vorüberführt. Schnell ruft sie: „Anna hole den Herrn Dr. Erich herein, er geht eben vorüber.“

Beide Mädchen gehorchen und schon nach zwei Minuten tritt der Doktor, von einem Herrn begleitet, in das Schulzimmer. Felice, über das Kind gebeugt, erhebt den Blick und begrüßt beide; doch sich sogleich zu dem Doktor wendend, bemerkt sie des andern Herrn sichtbares Erschrecken nicht, der jetzt ganz in dem Anschauen der interessanten Gruppe verloren bleibt. Der Doktor betrachtet das Kind, befragt es und sagt, das Uebel sei von keiner Bedeutung, doch müsse das Kind augenblicklich in ein Bett gebracht werden, damit es in Schweiß komme. Er wolle auch noch eine Arznei verschreiben. Die Frau des Lehrers, der in demselben Hause seine Wohnung hatte, war indessen auch gekommen und nahm Felicen das zitternde Kind ab. Der Doktor gab der Frau noch einige Verhaltensregeln und versprach Nachmittag wiederzukommen.

Felice hatte während dessen erst den Fremden in's Auge gefaßt. Er war von hoher, schlanker Gestalt, feine, geistreiche Züge mit einem paar dunklen blitzenden Augen, die nicht von ihrem Anschauen weichen wollten und das Mädchen fast verwirrten. Der Fremde war über die erste Jugend hinaus und mochte sechsunddreißig bis vierzig Jahre zählen, aber dies that seiner interessanten Erscheinung keinen Eintrag. Er wollte eben ein Gespräch mit Felicen anknüpfen, als der Doktor hinzutrat und auf ihre Fragen sie über die kleine Marie beruhigte. „Meine Stunde ist beendet,“ sagte Felice und holte sich den Mantel, den der freundliche Doktor ihr umgab und fragte, ob er sie mit seinem Freunde, dem Herrn Musikdirektor Philipp, begleiten dürfe. „Fräulein Liebau,“ fügte er darauf hinzu, sie unserm alten Bekannten vorstellend.

„Liebau,“ murmelte Philipp und ein tiefer Blick fiel auf das erröthende Mädchen; dann sagte er: „Fräulein, mein Benehmen mag Ihnen sonderbar und räthselhaft erscheinen, aber Ihre Erscheinung hat auch etwas räthselhaftes für mich. Sie gleichen nämlich einem mir nahestehenden jungen Mädchen so wunderbar, daß ich im ersten Augen-

blicke, als ich Sie sah, glaubte, Lorchon stehe vor mir, ich bitte deshalb um Verzeihung meines Benehmens.“

„Also wirklich eine Aehnlichkeit zum Verwechseln,“ sagte Felice freundlich, „ach ich wünschte wohl, mein Ebenbild einmal zu sehen.“

„Ja gewiß, mein Fräulein, selbst in dem Klange Ihrer Stimme herrscht diese. Lieber Doktor, Sie können sich noch heute davon überzeugen, wenn ich Ihnen mit Lorchon meinen Besuch machen werde.“

„Ja, lieber Freund und dann macht mir Ihre Nichte gleich das Vergnügen, mir etwas vorzusingen, bevor die große Menge sie hört. Fräulein Liebau ist übrigens auch eine geschätzte Sängerin und hat selbst Talente mit ihrer Aehnlichkeit gemein,“ fügte heiter der Doktor hinzu.

Felice war aufmerksam geworden. Die täuschende Aehnlichkeit, die sie mit der fremden Dame, einer Sängerin, wie sie hörte, haben sollte, dies stimmte ja zu, auch, daß jene eines Musikdirektors Nichte, aber er hatte sie Lorchon genannt. Nun, auch dies paßte, es war gewiß eine Abkürzung von Dolores. Schnell hatte sie den Gedanken erfaßt, ich muß Dolores eher sehen, ehe Victor ihr Hiersein vermuthet. Aber wie kann ich dies ausführen, ohne aufdringlich zu erscheinen?

Mit der ihr eigenthümlichen Anmuth, die sie jetzt durch den Wunsch befeelt, ihren Plan auszuführen, bis zu einem unwiderstehlichen Zauber steigerte, sagte sie zu Herrn Philipp: „Ihre Fräulein Nichte ist also Sängerin und wird hier auftreten, wie freue ich mich darauf, denn ich bin leidenschaftliche Verehrerin der Musik. Aber die persönliche Bekanntschaft Ihrer Fräulein Nichte wäre mir schon aus dem Grunde unserer Aehnlichkeit interessant. Wenn ich wünschen dürfte, sie im gewöhnlichen Leben erst kennen zu lernen, ehe noch die großartige, oft täuschende Bühnenercheinung den ersten, nur zu unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht.“

„Nichts leichter als das,“ nahm der Doktor das Wort. „Fräulein Liebau, ich lade Sie hiermit zu einer Tasse Thee ein. Ihnen, lieber Philipp, und Ihrem Fräulein Nichte wird dies Zusammen treffen gewiß recht erfreulich sein.“

Felice schüttelte heiter lächelnd dem Doktor die Hand, ihre Augen blitzten schalkhaft. Auf Philipps Zügen malte sich ein freudiges augenblickliches Erstaunen und, sich an das Mädchen wendend, sagte er mit

seiner sonoren Stimme: „Ihr freundliches Entgegenkommen thut meinem Herzen ungemein wohl, meine Schutzbefohlene darf also gewiß auf Ihre fernere Güte rechnen, Sie werden in Leonoren ein liebes, gutes, wunderbares Mädchen finden, dessen Umgang Sie, mein Fräulein, sich nicht zu schämen brauchen, obgleich sie Schauspielerin ist. Sollte mir das Glück Ihrer Nähe während unseres Aufenthalts hier öfter zu Theil werden, will ich Sie zuerst gern mit unsern Schicksalen bekannt machen. Uebrigens mag Leonorens Erscheinung selbst zu Ihnen sprechen.“

Felice horchte auf die reinen Klänge des wieder so ernst und schwermüthig aussehenden Mannes, sie blickte ihn mit den seelenvollen Augen an und sprach aus innerstem Herzen: „Ihr Vertrauen ehrt mich hoch, Leonore soll Felicens Freundin werden.“

„Felice,“ rief Philipp, „mein Gott! dieser Name, diese Aehnlichkeit, doch nein, es ist undenkbar, es ist ein Zufall!“ Dann sagte er zu der ihn still betrachtenden Felice: „mein Betragen, Fräulein, muß Ihnen sehr sonderbar vorkommen, aber gern will ich es Ihnen aufklären. Ich selbst gab Leonore oder Dolores, wie sie eigentlich heißt, diesen Namen und ihrer Zwillingsschwester den Namen Felicitas. Es war eine Laune, ich wollte sehen, ob das Schicksal der Kinder, meiner Pathen, wohl den Namen beachten würde. Felicitas starb klein, Dolores erblühte so herrlich wie Sie selbst. Dieses Zufallspiel ist so sonderbar“ — —

„Ja, aber lieblich,“ entgegnete Felice „nun freue ich mich noch mehr auf den heutigen Abend. Aber bitte, bitte, sagen Sie Ihrer Nichte nichts davon, was sie erwartet, ich will sehen, wie sie mit unvorbereitet begegnen wird.“ Der Doktor war von einem Bekannten zurückgehalten worden und hatte jetzt die beiden wieder erreicht. Felice hatte nur noch einige Schritte zu ihrer Wohnung und empfahl sich etwas eilig den beiden Herren, die ihren Weg nach einer entgegengesetzten Richtung einschlugen.

Ein Uhr war vorüber, als Felice, von Herrn Philipp und Dolores begleitet, die Wohnung ihrer Eltern erreichte und, nachdem sie den herzlichsten Abschied genommen, leicht und fröhlich die Treppe hinaufeilte. Die Lampe brannte matt und trübe, und das Kammermädchen, das gewartet hatte, sagte

ihr, die Eltern hätten sich schon zur Ruhe begeben. Sie horchte an der Thür und da sie eben die Mutter sagen hörte: „jetzt ist Felice gekommen,“ so hieß sie dem Mädchen, zu Bett zu gehen und ging selbst in das Gemach, wo sie der Mutter erzählte, wie gut sie sich amüsiert und hinzufügte: „ja und morgen liebe Mutter, wenn Du es erlaubst, wird mich ein liebes junges Mädchen besuchen, das ich bei Doktors kennen gelernt habe.“

„Das ist mir lieb,“ sagte Madame Liebau, „Du hast so in der letzten Zeit Deine Bekannten etwas vernachlässigt, und mich freut es, wenn Du Freundinnen hast. Aber es ist spät, Felice, geh nun zur Ruh und erzähle mir morgen noch von Deinem Besuch.“

„Und wo ist Victor heute gewesen?“ fragte Felice.

„Er war in das Casino gegangen, vor einer Viertelstunde ist er nach Hause gekommen und schläft wahrscheinlich schon,“ entgegnete die Mutter.

„Ich glaubte, er würde mich abholen, Mama, sonst wäre ich schon eher gekommen, daran hat er aber nicht gedacht. Nun, Mütterchen, gute Nacht,“ und Felice drückte einen Kuß auf der Mutter Lippen.

Das junge Mädchen verließ das Zimmer, schloß die Thür und ging durch das Wohnzimmer nach ihrem neuen Schlafgemach, das auch einen Ausgang nach dem Corridor hatte. Ein Licht in der Hand, öffnete sie leise die Thür und ging mit unhörbaren Schritten dem Corridor entlang. Am Ende desselben pochte sie mit dem Finger ein wenig an eine Thür und fragte leise: „Victor, schläfst Du schon?“

Der Bewohner hatte die Frage gehört und öffnete. Er war nicht wenig erstaunt, Felice vor sich zu sehen, und sein erster Gedanke sprach sich in den Worten aus: „ist etwas vorgefallen, Felice, sprich schnell, warum kommst Du jetzt in der Nacht?“

Das Mädchen schloß ihm den Mund mit der kleinen Hand und erwiderte: „beruhige Dich, Victor, es ist gar nichts vorgefallen, mein Besuch hat nur den Zweck, die Vorwürfe zu machen, daß Du mich nicht abholst, denn, wie ich vermuthe, bist Du erst nach Hause gekommen. Deine Toilette ist noch sorgfältig, aber,“ fuhr sie schmolend fort,

„ich darf auf gar keine kleinen Aufmerksamkeiten mehr Anspruch machen.“

„Felice,“ rief Victor, „Dein Benehmen ist mehr als sonderbar, oder es steckt irgend eine List, ein Scherz dahinter, doch muß ich gestehen, daß ich jetzt, wo alle Hausbewohner schon zur Ruhe sind, nicht dazu aufgelegt bin, darum gute Nacht.“

„Nicht so eilig, mein Freund, wenn ich nicht so gut, Dir nicht so herzlich gut wäre, so sagte ich jetzt auch kurz gute Nacht, mein Herr, wie es wohl auch am gerathensten wäre;“ Felice nahm ihren Leuchter wieder in die Hand, indem sie sich zum Fortgehen anschickte.

Doch schnell trat ihr Victor in den Weg, zog sie ungestüm nach dem Sopha und rief: „Verzeihung, Felice, Du wolltest mir etwas vertrauen, nicht wahr? Bitte, bitte, laß es mich hören.“

„Ja, nun bist Du vernünftig,“ lächelte Felice, „das konntest Du doch gleich wissen, als ich so spät bei Dir eintrat.“

„Bitte, bitte, sprich, ich sterbe vor Ungeduld,“ rief Victor.

„Nun so höre,“ nahm Felice das Wort: „ich habe Deine, meine Dolores gesehen, gesprochen, gehört und geliebt, nein ich liebe sie vielmehr jetzt recht herzlich.“

Victor war aufgesprungen, seine Augen hingen an Felicens Lippen, er brachte endlich die Worte hervor: „Dolores ist hier, o sage es noch einmal, damit ich es verstehe. Es ist doch kein Traum. D, Felice, sage schnell, wo hast Du sie gesehen, bleibt sie hier, denkt sie an mich?“

„Ach, Du Egoist!“ rief Felice, „wie kann ich das aber wissen. Ich sah sie zum ersten Male, da wird sie mir nicht gleich erzählen, ich denke immer an einen jungen Mann, der — — —“

Jetzt verschloß Victor dem Mädchen den lachenden Mund und sagte: „liebste Felice, Du mußt es nicht so genau mit mir nehmen, wenn Deine Stunde wird geschlagen haben, wollen wir abrechnen.“

Das Mädchen wurde plötzlich ernst und erzählte nun dem gespannt aufhorchenden Victor ihre Begegnung mit Herrn Philipp und die Verabredung, ihn und Dolores bei dem Doktor Erich zu treffen.

„So wußtest Du also, daß Dolores dort sein

würde? Du Böse, und sagtest mir nichts,“ unterbrach sie Victor.

„Ich habe Dir mit Bedacht nichts gesagt, auch nicht der Mutter, ich wollte erst allein sehen, dies glaubte ich uns allen schuldig zu sein. Ich wollte den Eindruck, den sie auf mich machen würde, abwarten, bevor ich Dich von ihrer Ankunft in Kenntniß setzte. Ja, aber jetzt muß ich Dir bekennen, ich tadle Deine Wahl nicht, Dolores ist ein edles reizendes Geschöpf, sie muß die Deine werden.“

„Dank Dir meine Schwester,“ jubelte Victor, „aber nun sage schnell, darf ich sie morgen auffuchen?“

„Nun will ich Dir meinen Plan mittheilen, Du kannst dann verbessern wie Du willst, doch erst höre mich. Dolores war wie ich selbst von unserer Aehnlichkeit überrascht, und diese war es auch, die sogleich ein herzliches und vertrautes Verhältniß vermittelte. Sie erzählte mir mit Offenherzigkeit, wie Herr Philipp ihr musikalisches Talent entdeckt und ausgebildet, und sie ihm so viel zu verdanken habe. Sie sprach mit großer Wärme von ihm und schon fing ich an für Dich zu zittern. Ich sagte ihr also ebenfalls unumwunden, daß ich sie dem Namen nach schon kenne, obgleich sie gestern nur Lenore genannt wurde. Sie fragte lächelnd, ob vielleicht durch Recensionen? „D, nein,“ sagte ich, „durch einen jungen Herrn, meinen Vetter Victor, der Sie in F. als Agathe und Norma gehört. Sie können natürlich keine Ahnung haben, fügte ich hinzu, denn wie oft mögen Ihnen dergleichen Huldigungen zu Theil werden. Victor warf Ihnen in Norma einen Blumenstrauß zu, doch mögen Sie dies kaum, wenigstens den Geber nicht beachtet haben. Ein liebliches Erröthen überzog ihre Wangen und sie sagte: jener junge Mann ist also Ihr Vetter? D, ich sah ihn noch einmal sehr flüchtig auf dem Bahnhof in B. So hat er also noch an mich gedacht? fragte sie dann etwas naiv. Ich bejahte ihre Fragen und erzählte von Dir. Sie schien gern zuzuhören, plötzlich sagte sie: ja, die Aehnlichkeit mit Ihnen mag dazu beigetragen haben, mich mehr zu beachten, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. — Dies gilt mir soviel, wie ein Geständniß und eine kleine Eifersucht. Mehr von Dir durfte ich noch nicht sagen, dies überlasse ich Dir gern selbst, Du wirst Dein bester eigener Wortführer sein.“

Victor küßte innig Felicens Hände und strömte über von Dankfagungen. Diese sagte noch: „nun, Victor, habe ich Dolores und Herrn Philipp gebeten, uns heute Abend zu besuchen, natürlich spreche ich erst noch mit Papa. Du kannst dann hingehen und diese Bitte wiederholen, wenn meine Vorsprache von Gewicht gewesen ist.“

„Ich folge Dir, Schwesterchen, Du hast mein Glück in Deinen Händen,“ rief der junge Mann.

„Nun aber schlafe oder wache vielmehr,“ entgegnete Felice. „Mitternacht ist längst vorüber, es ist Zeit, daß ich gehe.“ Mit einem freundlichen „gute Nacht, Victor,“ schlupfte sie durch die Thür nach ihrem Zimmer.

Das junge Mädchen fing an, sich langsam zu entkleiden, mannichfache Gefühle bestürmten ihre Brust. Der Scherz war von den feischen Lippen entflohen und ein leiser Seufzer ließ sich vernehmen. Wem galt dieser Seufzer, und wem die Thräne, die den noch eben so strahlenden Augen entrollte? Sie saß jetzt in einem weißen Gewande auf dem Sopha, das dunkle Haar fiel in langen Flechten auf die schöne Büste, und die schlanken weißen Finger spielten in den langen glänzenden Locken. Das Mädchen sah wundervoll schön aus, in der matten streitenden Beleuchtung des noch schwach flackernden Lichtes und der geisterhaften Mondhelle. Sie war in tiefes Sinnen verloren, nur zuweilen sprach sie mit sich selbst redend einige Worte aus. Endlich drückte sie die Hände auf ihre Brust und lächelte ein Gebet oder heißen Wunsch; dann suchte sie schnell das Lager.

Aber es gab außer Felice und Victor noch drei Personen, die, heute verschieden aufgereg, die gewohnte Ruhe nicht sogleich fanden. Werfen wir noch einen Blick auf diese und belauschen ihr Beginnen. Philipp hatte bei dem Nachhausekommen Lorchens eine gute Nacht gesagt und, Müdigkeit vorzüglich, sogleich sein Zimmer gesucht. Der ernste Mann, dessen Aeußeres zuweilen kalt erschien, verblos in seinem Innern einen Vulkan, dessen unheimliches Feuer jetzt wie durch einen zündenden Funken zum Ausbruch gekommen. Wohl hatte Philipp schon zuweilen an eine innige Verbindung mit Dolores gedacht, aber ihr fast kindliches Benehmen hatte ihn davon abgehalten. Er liebte sie ruhig, wie er seine Tochter geliebt haben würde,

und das Verhältniß der Jahre kam ihm so groß und abschreckend vor. Er hatte diesen flüchtigen Gedanken bald wieder verworfen und hatte beschlossen, sich niemals zu verheirathen. — Doch sein bisher nur für die geliebte Tonkunst glühendes Herz sollte heute von jenem göttlichen Funken berührt werden, dessen Dasein er bisher nur in Ahnungen in den schönsten melodischen Harmonien ausgeströmt hatte. Er sah Felice, und sein Loos war entschieden. Aber er wußte auch, oder es wurde ihm nur bald zu klar, daß er sein Auge wohl nicht zu der reichen Kaufmannstochter erheben dürfte; er, der arme Künstler! Und dennoch, konnte er nicht auch, wie andere, die höchsten Staffeln erreichen? Ach, er fühlte seinen Genius neu beseelt, er fühlte die Kraft, etwas großes, etwas herrliches zu schaffen. Und er wollte nicht zögern. Die ganze Nacht schrieb er unter dem erhebenden Eindrucke, der ihm geworden, an seiner angefangenen Oper. Er hörte nicht auf, bis das Tageslicht durch die Vorhänge schimmerte, und warf sich dann angekleidet auf sein Bett, um eine kurze Ruhe zu suchen und dann mit erneuter Thätigkeit sein Werk fortzusetzen.

Doch besuchen wir auch Madame Bergs stilles Zimmer. Die gute Frau hatte Lorchens Rückkehr abgewartet wie gewöhnlich und fragte nun, wie es ihr in der Gesellschaft gefallen. Lorchens erzählte, wie man ihr so freundlich begegnet, und konnte nicht genug Felice Liebau rühmen, die so herzlich gegen sie gewesen sei. Madame Berg hatte nicht sobald den Namen vernommen, als sie vor Freude und Ueberraschung beinahe ohnmächtig wurde, doch faßte sie sich und fragte Lorchens nach jenem jungen Mädchen. Diese beschrieb und schilderte die große Ähnlichkeit, die jeder in der Gesellschaft gefunden, nur meinte sie, „Fräulein Felice ist schöner, stolzer, ich kam mir so einfach vor, als ich neben ihr stand. Und morgen Abend Mutterchen sollen der Onkel und ich hinkommen, wenn es nicht noch anders bestimmt wird.“

„Waren die Eltern der jungen Dame auch da?“ fragte mit gepreßter Stimme Madame Berg.

„Nein, aber Felice hat mir versichert, sie würden sich über meinen Besuch freuen.“ Das junge Mädchen lächelte dabei still und vergnügt vor sich hin und sagte dann: „Mutterchen, es ist aber

gewiß schon sehr spät, wenn Dir nur das lange Wachen nicht schadet."

Madame Berg erhob sich, sie sah sehr bleich aus und sagte mit ihrer weichen Stimme: „ja, mein Kind, wir wollen zu Bett gehen.“ Lorchen, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, bemerkte der Mutter Aufregung nicht, sie dachte an Felicens Bettet und seinen Blumenstrauß. Wußte sie doch nun den Namen dessen, an den sie so oft gedacht hatte. Mit Victor's Namen auf den Lippen schlief sie ein. Aber nicht ihre Mutter. Ach, welche Gedanken und Gefühle waren es nicht, die ihre Brust bewegten. Sie hatte es wohl vorausgesehen, daß es so kommen würde; an einem Orte mit dem theuren Kinde wollte und mußte sie es auch sehen, aber sie war erst einen Tag hier, und schon hatten die Schwestern, ohne ihre nahe Verwandtschaft zu wissen, sich gesehen und sich gegenseitig angezogen. Und Felice war ein schönes Mädchen geworden! Wird sie sich auch der geringen Mutter schämen neben den reichen Pflegeeltern? Dolores hatte sie schön und stolz genannt, war sie aber auch gut, hatte sie das kindliche Herz wie ihr theures Lorchen? Die arme Frau konnte nicht schlafen, sie überlegte, wie sie handeln sollte. Mit Treue hatte sie den Schwur gehalten, aber sie fühlte ihre Kraft schwinden, sie mußte sich davon befreien lassen, koste es, was es wolle. Das stand fest in ihrer Seele, sie mußte ihr Kind, wenn auch nur ein einziges Mal an ihre Brust drücken und den Mutternamen hören, dann wollte sie wieder gehen und ihren Schmerz in Lorchen's Busen ausschütten. Morgen Abend sollte Lorchen nach Liebau's Hause kommen, sie selbst mußte aber vorher noch Herrn Liebau sprechen; die Sehnsucht hatte keine Grenzen mehr, mit Unruhe erwartete sie den Tag und kaum hatte die schickliche Stunde zum Ausgehen geschlagen, als Madame Berg sich auf den Weg machte mit dem Borgeben, einige Bedürfnisse einzukaufen.

Die zehnte Stunde war eben vorüber, als die Klingel in Herrn Liebau's Zimmer ertönte und ein Bursche ihm eine Dame meldete, die ihn allein zu sprechen verlangte.

Herr Liebau sagte, sie möge kommen, und Madame Berg überschritt die Schwelle. Sie machte eine stumme Verbeugung und, auf Herrn Liebau's freundliche Einladung, näher zu treten und Platz zu

nehmen, ließ sich die vor Aufregung zitternde Frau auf dem Sopha nieder. Herr Liebau fragte nun theilnehmend nach ihrem Begehren und endlich sagte sie, „erkennen Sie mich nicht mehr, Herr Liebau?“

Er betrachtete sie vom Kopf bis zu den Füßen und schien in seiner Erinnerung zu suchen. Da nahm Madame Berg das Wort und sagte: „erinnern Sie sich wohl noch einer armen Frau, die vor achtzehn Jahren Ihnen einen theuern Schatz anvertraute?“

Jetzt sprang Herr Liebau auf, „ja ja“ tief er: „ich erkenne sie wieder, es ist lange her, die Jahre haben uns alle verändert und auch jenes liebe kleine Wesen werden Sie, beste Frau, heute nicht wieder erkennen.“

„O, doch, mein Herr, die Mutter möchte es wohl kennen und ich komme, um Ihnen eine große Bitte vorzutragen.“

„Sie wollen Ihr Kind doch nicht zurückfordern,“ tief der erschrockene Mann.

„Nein, mein Herr, ich wollte meine Felicitas nur sehen; ich wollte sie bitten, mich von dem Eide zu entbinden, den ich bis jetzt getreu gehalten. Ach,“ fuhr sie mit erhobener Stimme fort, „der Zufall, oder lieber eine höhere Macht wollte es, daß gestern schon mein anderes Kind, die Zwillingsschwester von Felicitas, diese gesehen und von ihr zu einem Besuche auf heute eingeladen ist.“

Herr Liebau machte eine erstaunte und bejahende Kopfbewegung und bat sie, fortzufahren.

„Ja, bester Herr Liebau, in Ihrer Macht steht es, die, die achtzehn Jahre getrennt waren, zu vereinen. Noch ahnt wohl keine etwas, wie nahe sie der andern steht, o bitte, bitte, erfüllen Sie meinen Wunsch,“ und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen.

Herr Liebau war sichtlich gerührt, er ergriff ihre Hände und sagte sanft: „beruhigen Sie sich liebe Frau, Sie sollen Felice sehen, ich werde ihr selbst sagen, welche Freude sie erwartet. Doch sammeln Sie sich, bereiten Sie sich darauf vor. Ich gehe jetzt, meine Frau, die Felicen eine treue, liebende Mutter gewesen, davon zuerst in Kenntniß zu setzen.“ Er verließ das Zimmer und Madame Berg blieb erwartungsvoll zurück. Der von Sehnsucht erfüllten Frau wurde die Viertelstunde zur Ewigkeit, alle Fibern waren gespannt. Endlich

öffnete sich die Thür und Felice stürzte mit dem Ausrufe: „meine Mutter!“ in die Arme der Glücklichen. Küsse wurden gewechselt, Thränen flossen aus beider Augen.

Als der erste Rausch vorüber, machte sich Felice faust aus den umschlingenden Armen los und eilte zu den Pflegeeltern, die stumme Zeugen der ergreifenden Scene gewesen. Sie nahm beider Hände und sagte bittend: „verzeiht, aber es ist ja meine Mutter, und ich werde Euch nicht weniger lieben. Ach,“ rief sie freudig mit dem ganzen vollen jubelnden Tone ihres lebhaften Naturells: „Gott, wie unendlich reich bin ich, ich habe Euch meine Eltern, Dich, theure Mutter, eine liebende Schwester und“ — das Wort erstarb auf ihren Lippen, aber sie ging von einem zum andern und überhäufte sie mit Liebkosungen. Jetzt trat auch Victor in das Zimmer, er sah etwas bestreuet die Anwesenden nach der Reihe, doch Felice kam seiner Frage zuvor und, ihn zu der Mutter führend, sprach sie von ihrem Glück, sagte ihm, daß Dolores ihre wirkliche Schwester sei. Der junge Mann glaubte, er träume; er hatte aber nicht sobald den Zusammenhang erfaßt, als er rief: „ich muß hin und Dolores holen“ und er entschwand wie der Blitz. Madame Berg konnte sich nicht satt sehen an Felice, sie zog sie wieder neben sich, strich ihr die Locken von der Stirn und hielt ihre Hände zwischen den ihrigen. Das Mädchen mußte ihr von ihrer Kindheit erzählen, und wie machten diese Erzählungen Felicen glücklich, die ihre geliebten Pflegeeltern dicht zu sich hinzog und dann ihren Ruhm erschallen ließ. Und wie dankbar sprach die gute Frau sich gegen Liebau's aus. Plötzlich aber sagte sie: „aber, mein Kind, bis jetzt hast Du nur Liebe für mich gehabt, zürnst Du mir auch nicht, daß ich die Grausamkeit begehen konnte, Dich als arttes Pflänzchen in fremde Hände zu geben?“

„Nein, meine Mutter,“ sagte ernst Felice, „Du legtest mich ja in eines Vaters Arme. Sieh, den rechten Vater hat uns Gott genommen, aber er hat uns allen einen andern dafür gegeben. Wenn wir aber erst ruhiger sein werden, dann erzählst Du mir alles. Und“ rief sie plötzlich, indem ein Bild, das sie bis jetzt in ihrem Glück zurückgedrängt, lebendig vor ihr auftauchte, „so ist Herr Philipp ja auch mein Pathe, er gab mir meinen Namen, seine Ahnung trug ihn also nicht!“

Die andern fragten staunend, was es für eine Bewandniß damit habe, und Felice erzählte eröthend ihre erste Begegnung mit Philipp. Madame Berg lobte ihn, nannte ihn ihren treuesten Freund, der Leid und Freude mit ihr und ihrem Kinde getheilt und Dolores Vater und Lehrer gewesen sei. Jetzt war es an Felice, wo sie mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte.

So war eine geraume Zeit unter den Herzsgeplauder der Wiedervereinten dahingegangen, als Victor die schüchterne Dolores in das Zimmer führte, wo sie, von allem schon unterrichtet, in Felicens geöffnete Arme sank, und ein neuer schöner Schwesterverein gefeiert wurde. Aber auch Herr und Madame Liebau wurden von ihr begrüßt und beide riefen wie aus einen Munde: „diese Aehnlichkeit ist wunderbar.“

An eine Trennung für jetzt wahr nun nicht mehr zu denken. Madame Berg mußte mit Dolores ihre Wohnung in das Liebause Haus verlegen, es wurden Pläne gemacht und verworfen, nur soviel stand fest, daß die Schwestern vereint bleiben wollten. Sie hatten sich ja so vieles zu sagen und zu vertrauen. Dolores theilte Felicens Schlafgemach, Madame Berg bekam ein nettes Zimmer daneben. Aber auch Herr Philipp sollte nicht vergessen werden. Victor ging nach seiner Wohnung, um den Freund zu holen, daß auch er an der allgemeinen Freude Theil nehmen solle; er hatte vorher gar nicht an ihn gedacht, ihn auch nicht gesehen. Als er Philipps Zimmer betrat, fand er diesen am Schreibtisch arbeitend, eine leichte Wolke auf der Stirn zeigte etwas Unbehagen über die Störung. Victor stellte sich vor, nannte seinen Namen; bei diesem Klange wurde das ernste Gesicht heiter und mit der ganzen Liebenswürdigkeit des fein gebildeten Mannes lud er Victor zum Sitzen ein. Doch dieser bezeigte dazu keine Lust, sondern bat nur Philipps sofortige Begleitung nach dem Liebause Haus, wo jetzt die Freude herrschte und er nur noch dem Kreise fehlte. Auf Philipps Fragen gab Victor keine Erörterungen weiter, sondern bat nur sich zu beeilen. Bald traten beide in das Haus und das Zimmer, wo die Familie ihrer wartete. Madame Berg nahm an jede Hand eins der Mädchen und sagte: „lieber Herr Philipp, hier sind ihre beiden Pauthen Felicitas und Dolores,

ich gab vor Jahren mein ältestes Zwillingsskind Herrn Liebau, die Noth zwang mich dazu und ich beweinte es als todt, bis ich nach dieser Stadt kam, wo ich das Kind wußte, ohne aber genau von seinem Leben überzeugt zu sein.“

Philipp stand stumm, sein Blick fiel bald auf die eine, bald auf die andere, in seinem Innern arbeitete es gewaltig, ein Strahl des Entzückens ging aus seinem Auge und fiel auf die ihm hold entgegenlächelnde Felice. Er beugte sich zu ihr nieder und sagte fast nur ihrem Herzen hörbar: „Felice, war es Ahnung, die mich gestern schon zu Ihnen zog?“ Sie drückte leise seine Hand und führte ihn zu dem Vater. Die beiden Mütter betrachteten voll Stolz ihre Lieblinge. Victor hatte Dolores an das Fenster gezogen wo eine leise, aber doch beredte Unterhaltung geführt wurde. Verlassen wir jetzt die Glücklichen auf kurze Zeit.

Das schönste Familienleben begann nun. Keine Eifersucht mischte sich hinein. Felice mit ihrem reichen Herzen verstand es so gut, jedem zu geben, und die sanfte Dolores hatte sich durch ihren unendlichen Liebreiz und die freundliche Hingebung die Herzen der Pflegeeltern im Nu erobert. So fehlte nichts zu dem allgemeinen Behagen. Aber nach zwei Tagen mußte Dolores ihren eingegangenen Pflichten genügen. Herr Philipp holte sie zu den Proben ab und folgte wohl, aber nicht mit jener Freudigkeit wie sonst, ein düstres Zug überslog Victors Antlitz, der ihr nicht entging. Die Eifersucht begann zu pressen.

Felice hatte es wohl bemerkt, sie ging augenblicklich zu ihm, um ihn zu trösten und fragte im Eifer: „so will ich lieber das nächste Mal gehen, vielleicht gelänge der Scherz.“

Er ergriff ihre Hand und rief: „Das wolltest Du, Felice!“

Ein Erröthen ihrerseits ließ jetzt eine Ahnung in ihm aufdämmern, die ihn mit Freude erfüllte, denn sie schien seinem Glücke günstig zu sein. Felice schüttelte aber das Haupt und sagte: „Nein, Victor, es war ein Scherz, nichts weiter.“

Dolores hatte die Nachtwandlerin gesungen. Wer sie gehört, war entzückt. Vielen war die Ähnlichkeit mit einem der reichsten und geliebtesten Mädchen in R. aufgefallen; das eigentliche Verhältniß beider wurde bekannt, manche Fabel dazu

erfunden, aber Dolores Ruf blieb rein und fleckenlos. Wohl suchte mancher ihr zu nahen, aber ihr feines zurückhaltendes Betragen flößte allen scheue Achtung ein. Sie wurde der begünstigte Liebling des Publikums und die geachteten Häuser nahmen sie und Felice auf, wo sie denn im Privatcirkel beide ihre schönen Stimmen ertönen ließen. Aber am wohlsten fühlten sie sich doch im Hause, fern von dem Geräusche der Welt, im Beisein ihrer geliebten, theuern Verwandten. Herr Philipp besuchte täglich die Familie, sein schönes geistreiches Geigenspiel trug ebenfalls zur Unterhaltung bei, doch die Stunden, die er Felicens Unterricht weihte, waren beiden die schönsten. Wie oft brachte er ein Lied für sie, das er gedichtet und componirt, und ihre reizende Stimme dann sang. So sprachen die beiden in den schönsten Melodien zu einander. Von neuen begeistert, arbeitete er dann an seiner Oper, deren Erfolg über sein Schicksal entscheiden sollte. Was konnte er weiter in die Wagschale legen, als Künstler Ruhm, die ihre trug ja so viel an Jugend und Schönheit.

Herr und Madame Liebau hatten wohl bemerkt, wie die Sachen standen und, war Felice zwar immer noch ihr Liebling, so hatten sie doch nichts gegen Victors Wahl einzuwenden, desto weniger aber waren sie mit Felicen zufrieden. Herrn Philipp achteten und schätzten sie wohl als Mensch, aber das unruhige unstäte Künstlerleben, würde dieses ein dauerhaftes Glück schaffen? Sie kannten aber auch Felicitas eigenen regen, schaffenden Geist, sie wußten, daß sie selbst, wenn sie ihren Beruf gewählt, alles mit seltener Energie durchführen würde. War Philipp auch nicht mehr in Victors blühendem Alter, so besaß er doch so viel, was gerade ein Mädchen von Felicens Charakter fesseln konnte. Seine Erscheinung war nicht blendend, aber sie flößte ungetheiltes Interesse ein, der Zauber des Genius lag auf dieser hohen weißen Stirn, glühte in den dunklen Augen.

Zwei Monate waren vergangen. Das Engagement war zu Ende. Victor hatte seinem Onkel seine Liebe zu Dolores entdeckt und bat um die Einwilligung. Herr und Madame Liebau gaben dieselbe gern. Victor und Lorch, sowie Madame Berg und Felice waren sehr glücklich darüber. Was einige Zeit früher Philipps Schmerz gewesen

sein würde, berührte ihn jetzt weniger tief. Wohl hatte er Dolores die Hauptpartie in seiner Oper zugebracht, aber das Glück des theuern Kindes ging über seine eigenen Wünsche. Leise, ganz leise dämmerte wohl ein anderer Wunsch in ihm auf, und das Ideal seiner Phantasie stand verkörpert vor ihm mit allem ausgestattet, um seine Heldin würdig darzustellen, aber er verwarf die alsbald wieder und arbeitete rastlos weiter.

Eines Tages, als seine Unterrichtsstunde mit Felicen beendet, und er sich allein ihr gegenüber befand, ergriff er ihre Hand und sagte: „Felice, ich bin heute zum letzten Male hier, vielleicht auf lange Zeit, vielleicht auf immer.“ Das Mädchen zitterte, sie sah ihn fragend an, aber die Stimme verlagte ihr.

Philipp fuhr fort: „ja, ich gehe nach der Residenz, meine Oper habe ich schon dem königlichen Intendanten eingereicht, sie ist angenommen und wird jetzt einstudirt. Ich muß unbedingt dabei sein. O Felice, wenn ich ein gelungenes Werk Ihnen zu Füßen legen dürfte, wenn mich die Hoffnung begleitete, daß die Erinnerung an diese mich beglückende Zeit auch in Ihnen fortlebte! Ich habe meine Pflegekinder hier verloren und gehe nun allein fort.“ — —

„Und Felicens Herz auf ewig gewonnen!“ Mit diesem Ausrufe sank sie an Philipps Brust. Beide schienen der Welt entrückt, Glück und Seligkeit lag auf ihren Zügen, erst nahende Schritte führten sie in die Wirklichkeit zurück.

Victors fröhliche Stimme sagte: „Schwester, jetzt ist Dein Augenblick gekommen, ich durfte glücklicherweise nicht zu lange darauf warten und gratulire von ganzem Herzen.“

Die ihn begleitende Dolores aber fiel der Schwester um den Hals und rief: „so sind wir ja alle glücklich. Siehst Du, Onkel, das Schickal hat die Namen nicht beachtet, es hat uns beiden Glück und Freude gegeben.“

Die Eltern und die Mutter wurden herbeigeholt; Victor war ausgelassen vor Freude und erzählte die Ueberraschung. Erröthend schmiegte sich Felice an die Pflegeeltern und gestand ihnen, daß sie nur in Philipps Besitz glücklich zu sein hoffe. Sie legten mit der Mutter vereint ihre Hände segnend auf die Häupter der Verlobten.

Dolores küßte bald die Schwester, bald ihren Bräutigam und rief dieser und den Eltern zu: „daß ist doch ganz reizend, erst heißt Felice Liebau und nun werde ich so heißen. Du bist die älteste, Du trugst den Namen zuerst.“

Philipp machte aber nun auch die Eltern mit seinem Reiseplan bekannt, er wurde gebilligt und schon nach zwei Tagen erfolgte die Trennung, die beide würdig, wenn auch erschüttert ertrugen.

Wenig bleibt uns noch zu sagen übrig. Victor war in dem Geschäft seines Onkels als Compagnon aufgenommen. Vier Monate nach den letzten Ereignissen fand das Fest der Doppelhochzeit statt. Victor bezog mit seiner jungen reizenden Frau ein kleines, aber für ein so glückliches Paar herrlich ausgestattetes Haus in der Nähe der Eltern. Dolores fand in ihrer eignen stillen Häuslichkeit ein schönes, ungetrübtes Glück und sehnte sich nie nach der Bühne zurück.

Philipp, dessen herrliche Tonschöpfung seinen Namen bekannt und berühmt gemacht hatte die Stelle eines Kapellmeisters in der Residenz eines kunstliebenden Fürsten erhalten und entführte dorthin seine theure Felice, der der Abschied von ihrer Heimat wohl schwer wurde, die aber freudigen Herzens dem über alles geliebten Mann in die Ferne folgte. Philipps schöpferischer Genius blieb ihm getreu, sein Name wurde neben den berühmten Meistern mit Achtung genannt. Die Eltern und Madame Berg genossen noch lange des Glücks ihrer Pflege- und Zwillingskinder.

Juditha's Christnacht.

Erfurter Sage,
nacherzählt
von
Anna Dorn.



Das Mondlicht streifte hell und blendend über Juditha's weißes Bett hin; das Mädchen aufschreckend erwachte, denn sie wollte in „unser lieben Frauen-Dom“ die Christmesse hören, und fürchtete schon die Zeit verschlafen zu haben! Rasch stand sie auf, aber so leise als möglich, um die ruhig schlummernde Mutter nicht zu stören; sie eilte in das kleine

Wohnzimmer, schlug Licht an, und begann sich anzukleiden. Aber wie es oft geschieht, so erging's jetzt Judithen; sie verlegte jeden Augenblick ihre Sachen, und konnte, trotz aller Hast, mit dem Anziehen nicht fertig werden.

Endlich war das reiche, seidene, dunkle Haar in prächtige Zöpfe geflochten; sie setzte das schwarze gestickte Sammethäubchen auf, und wollte nun das zierliche Gebetbuch aus dem Wandschrank nehmen; es war nicht an seiner gewöhnlichen Stelle. In steigender Angst leuchtete sie mit dem Lämpchen in der Stube umher, bis sie das Buch endlich fand, halb unter einem welkenden Strauß von Christblumen, italienischen Veilchen, Myrthen, Zypressen, und Rosmarin verborgen, den sie gestern bei der Beerdigung einer Schulfreundin getragen hatte.

„Ach, noch von der Leiche gestern,“ sagte sie leise vor sich hin, und indem sie es sagte, rieselte ein leiser Frost durch ihren Körper. Es war ihr, als hätte sie mit diesen, ihr unbewußt entschlüpften Worten ein Gespenst heraufbeschworen. Aus dem verguldeten Gebetbuch fiel raschelnd ein Papier, auf dem ein Lied stand, welches die Jungfrauen gestern am Grabe der Jugendfreundin gesungen hatten. Juditha überflog flüchtig die Verse, und nochmals schlich ein heimliches Schauern durch ihre Glieder; dann legte sie das Papier zusammengefaltet in ihr Buch, klinkte vorsichtig die Thüre zu, eilte die Treppe hinab, und schlüpfte aus der Hausthür, die sie hinter sich wieder verschloß. Sie athmete hoch auf, als die frische kühle Luft in ihre Brust drang, aber bald kehrte das beängstigende Gefühl zurück. Ein dichter Wolkenzug verhüllte den Mond, der kurz vorher mit so blendendem Glanze geleuchtet hatte, und stöhnend klickte die Wetterfahne auf dem Thurm von St. Egidien. Das Mädchen blickte suchend rings umher, ob nicht etwa ein Nachbar, oder eine Nachbarin auch in dieser frühen Stunde eben das Haus verlasse, um zur Kirche zu gehen, damit sie sich an Jemand anschließen könne — aber alles war still und finster, wie ausgestorben, und nicht einmal ein Licht an einem Fenster konnte sie erblicken.

„Ach! wie mich die Dunkelheit getäuscht hat,“ flüsterte sie klagend, „gewiß werden sie alle schon fort, und in dem Dom sein“ und eilte dann den muthmaßlich Vorangegangenen nach.

Ein schneidender Wind fuhr ihr entgegen und warf ihr scharfe Schneeflocken in's Angesicht, so daß sie genöthigt war, oft die Wimpern zu schließen. Enger hüllte sie sich in ihr warmes Regentuch, und beflügelte, so schnell als es der Schneesturm erlaubte, ihre Schritte. So war sie die Straße hinabgekommen, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen; als sie das Ende derselben erreicht hatte, wo jetzt der Springbrunnen plätschert, trat die hohe Domkirche, hell erleuchtet, ihr wie ein Friedensasyl vor die schmerzenden Augen, und der feierliche Gesang der Gemeinde empfing sie wie ein Engelgruß. Ermuthigt von dem erhebenden Anblick verdoppelte sie die Schnelligkeit ihres Ganges, eilte mit der letzten Kraft ihres Adems die Stufen hinan und trat in die Kirche.

Der Gesang war verstummt, und Juditha vernahm die klare feste Stimme eines ihr gänzlich unbekanntes, die Messe lesenden Priesters. Geblendet von dem Glanz der Lichter senkte sie die Augenlider über ihre schwarzen Augen und ging langsam und leise, wie zu spät Bekommene in der Kirche zu thun pflegen, den Gang hinab nach St. Adolats Grabmal, wo eine ihrer vertrauten Freundinnen den Stand hatte, in welchem Juditha Platz finden konnte. Aber auf diesem Stand saß weder ihre Freundin Johanna, noch deren Mutter oder Schwester, sondern ein wildfremdes Fräulein, jung, schön, in sonderbarer Tracht von türkisblauem Atlas.

Juditha ging höher hinauf, wo sie eine Bänke zu treffen gedachte, in der Nähe ihres eigenen Platzes, aber hier fand sie die Bank von einer ältlichen Dame eingenommen, mit Juwelen geschmückt, und vornehmem hochmüthigen Ansehen, die einen geringschätzigen Blick aus starren nachtsfinstern Augen an dem jungen Mädchen herabgleiten ließ. — Erschrocken hob jetzt Juditha das Auge, aber wohin sie es wandte, lauter fremde starre Gesichter, lauter unbekanntes seltsame Trachten! Mit weitgeöffneten Pupillen, mit wachsenden Grauen spähetete sie auf allen Plätzen nach einem bekannten trauten Angesicht — sie sah nach dem hohen Chor, in das Schiff, nach der Orgel — alles fremd, seltsam, in Anzügen, die sie als Kind in den Speisesälen reicher Patrizier auf Gemälden gesehen zu haben glaubte.

Bebend wollte sie den Rückzug antreten, aber der Gang, der nach der Hauptthür führt, war durch härtige bewaffnete Männer versperrt; sie wollte nun durch die nördliche Thür auf Sanct Severi Hof fliehen, als in dem Gange ihr ein junger schlanker Mann den Weg vertrat. Sie schaute ihn an. Seine Züge waren edel und regelmäßig, aber das Gesicht fürchterlich bleich; ein Feuer, wie von zwei bläulichen Irrlichtern, flammte in seinen großen dunkelblauen Augen, ein dämonisches Lächeln um die Mundwinkel entstellte den feinen Mund. Die Pracht seines grauen mit Perlen gestickten Wamses von Sammet, und der Griff seines Dolches von getriebenem Gold, mit funkelnden Steinen besetzt, bezeichneten ihn als einen vornehmen Jüngling, wenn es nicht schon seine übermüthige Haltung, und die Scheu, mit welcher man ihm Platz machte, gethan hätte.

Mit leiser gedämpfter Stimme, aber gebieterisch, und mit einem Ton, der durch des Mädchens Herz drang, sagte der Unbekannte: „was willst Du hier? Kommst Du, um Dich zu uns zu gesellen, dann gib mir die Grabesblumen zum Unterpfund!“ Dabei faßte er mit der bleichen schmalen Hand Juditha's Arm — die Rechte streckte er nach dem welken Blumenstrauß aus, den sie in der Eile und in Gedanken mitgenommen hatte; bei der Bewegung aber, die er machte, fiel sein Dolch klirrend auf die Steinplatten, und Juditha sah mit Entsetzen, daß feuchte Blutstropfen daranhingen, und die andern Betenden leise von ihm zurückwichen. So stand Juditha allein in einem offenem Raume der Kirche mit dem Unbekannten, er hielt noch ihre Hand und den welken Strauß; aber mit einem zellenden Schrei der Angst befreite sie sich jetzt von ihrem Dränger, machte sich mit der Kraft der Verzweiflung Bahn durch die Menge und stürzte zur Kirche hinaus, die Stufen hinan, quer über den Platz — da schlug die Glocke ein.

Juditha sah sich um; die Domkirche stand groß und dunkel, eine ruhige schwarze Masse auf ihrer hohen cavata, umschimmert von dem Silber des Mondes, der beruhigend am nun wolkenlosen Himmel dahinschiffte. Tiefes Schweigen herrschte ringsum — Juditha fiel ohnmächtig auf das Straßenpflaster.

Sie mochte lange gelegen haben, ehe ihr das

Bewußtsein wiederkehrte, aber es füllte ihre Seele mit neuen Bildern des Grauens. Wildes Singen, wieherndes Gelächter, Flüche und eine drohende Stimme drangen ihr in's Ohr. Mit aller Kraft ihres Willens sammelte sie die herumirrenden unklaren Vorstellungen und öffnete die Augen; sie sah eine geschwungene Waffe blinken, schwarze Gestalten hinwegtaumeln, sich selbst aber von einem Arme umschlungen oben. Ausblickend schaute sie in das vom Mond grell beleuchtete Antlitz eines jungen Mannes in dem sie den blassen Unbekannten aus dem Dorn zu erkennen glaubte.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Hebe Dich weg von mir! Heilige Jungfrau, steh' mir bei!“ tief Juditha, indem sie sich losmachte, und aufzustehen strebte.

Der junge Mann lächelte anmuthig und sagte mit einschmeichelnder Stimme: „auch ich lobe Gott den Herrn, und rufe die Heiligen an, — Du aber bist undankbar, mich unter die bösen Geister zu verweisen, da ich Dir doch eben jetzt als ein recht guter Geist erschienen bin, denn ich habe Dich ritterlich gegen die Rohheit trunkenen Gesellen geschützt, die Dich hier, als ich mit ihnen vom Zechgelage heimkehrte, gefunden hatten. Aber sage mir, junges schönes Mädchen — (denn daß Du jung und schön bist, zeigt mir der Mondenschein) welches nächtliche Abenteuer lockte Dich bis hierher? Welchem Zufall verdanke ich zu solcher Stunde Deine Bekanntschaft? Ist es Dir gefällig, so können wir hier noch ein wenig im Mondlicht spazieren — das beruhigt die aufgeregten Lebensgeister!“ Dabei legte er dreißt den Arm um Juditha's Schulter und wollte sie mit sich fortziehen.

Das bedrängte und geängstigte Mädchen warf sich auf die Kniee nieder, faltete bittend die Hände und rief im Accent der höchsten Aufregung; „wenn noch ein Fünkchen Erbarmen in Eurer Brust wohnt, wenn Ihr wirklich fähig seid, fremdes Leid mitzuempfinden und die Wehrlosen zu schützen, statt sie zu beleidigen oder zu verspotten, — so verlaßt mich, oder bringt mich heim zu meiner Mutter!“

Der junge Herr trat einen Schritt zurück, betrachtete mit einem sonderbaren Gefühle von Zuneigung Juditha's schönes geisterbleiches Gesicht, und sagte intheilnehmendem Tone: „beruhige Dich, Kleine! Du hast nichts von mir zu fürchten! aber

sage mir endlich, was Dich — ein junges sittsames Mädchen — hierher führt, so ganz allein, zur Nachtzeit!?"

Da erzählte das Mädchen in fliegenden Worten, mit einem, durch das innere Grausen gesteigerten Ausdruck, mit aller Zutraulichkeit, die die Nähe eines menschlichen Wesens inmitten nächtlichen Spukes in ihr erweckte, die Geschichte dieser Nacht und verschwieg ihm auch die Aehnlichkeit nicht, die sie von neuem bei seinem Anblick so sehr erschreckt hatte.

Der Unbekannte hörte mit wachsender Theilnahme zu und sagte, als Juditha geendet hatte: „Du hast geträumt, Mädchen, oder bist in der Kirche in Ohnmacht gefallen! Aber wunderbar bleibt es dennoch! Wisse — einer meiner Vorfahren hat vor zweihundert Jahren in der Christnacht einen freventlichen Mord in Sankt Mariendom begangen. Das Bild dieses Mörders hängt in meinem Ahnensaal, und Du bist nicht die erste, welcher die Aehnlichkeit des längst im Staub Zerfallenen mit mir aufgefallen ist! Aber freilich diese andern sahen das Bild bei mir, zu Hause, — und Du willst den Schrecklichen selber heute gesehen haben? Und er trug in Deinem Traum — denn Du träumtest sicherlich — ein grausammetnes Wams mit Perlen gestickt, wie Du erzählst? Seltsam! In einem solchen Wams ist er auch gemalt. Aber Du behst wie Espenlaub, armes Kind, lasse mich Dich nach Hause geleiten, damit Du unter mütterlicher Pflege Dich erholest.“

Darauf führte er Juditha sorgfältig und ehrerbietig als ob er eine vornehme Fürstin geleitete, bis zu dem kleinen Hause vor der Krämerbrücke und wurde unterwegs nicht müde, nach der Erscheinung des Jünglings zu fragen. „Wunderbar!“ sagte er immer wieder, „wie konntest Du ihn

nur so genau beschreiben, da Du ihn nie gemalt gesehen?“

So waren beide bis an Juditha's Hausthür gelangt; der junge Mann fragte Juditha nach ihrem Vornamen, und als sie ihn nannte, sagte er Abschied nehmend: „lebe wohl, Juditha — ich werde Deiner stets gedenken und komme morgen, um mich nach Deiner Gesundheit zu erkundigen, die heute Nacht von dem Schreck wohl gelitten hat.“ Er klingelte, übergab der erstaunten Mutter die blasse Tochter, und ging mit einem ehrerbietigen Gruß von dannen — — Aber als er am folgenden Tag kam, um Juditha zu sehen, konnte ihn die Mutter nicht zu ihr führen, denn das Mädchen lag in heftigen wilden Fieberphantasien. Drei Tage lang kam er jeden Morgen, jeden Abend, um zagenden Herzens nach Juditha, die ihm theuer geworden, zu fragen — am vierten Tage starb sie.

Bei ihrem Begräbniß sahen die Bürger und Bürgerinnen, welche der Leiche folgten, mitten im Zug einen vornehmen jungen Mann, aus einer der stolzesten Familien Erfurts gesenkten Hauptes einbergehen. Als der Priester den Segen über die Frühverstorbene gesprochen, als sich alle Uebrigen entfernt hatten, blieb dieser junge Mann noch einsam betend an dem frischen Grabe. Von diesem Tage an ward er ernstern Sinnes und entsagte dem wüsten Leben, welches er bisher geführt. Auf Juditha's schmucklosen Hügel aber ließ er einen weißen Marmorstein setzen, mit der goldenen Inschrift:

Wenn junge Köstlein sterben
In warmer Lenzenacht,
Mag Gott allein nur wissen,
Was sie so weß gemacht.

Ewig neu!

Wie die alten Frühlingslieder
Aus der Bäume Wipfeln klingen,
Wie die Bäche rauschend wieder
Durch Gestein und Felsen dringen!
Wie die Blume, kaum erschlossen,
Duft'ge Bonnenthränen thauet,
Wie, vom milden Glanz umflossen,
Sanft der Himmel niederblauet!
Ob ich alles auch gelesen
Gar so oft im Buch des Maien,

Jedesmal ist mir's gewesen,
Als ob neu die Freuden seien!

Steht der Erdenhimmel offen?
Wachen auf die gold'nen Zeiten?
Junges Grün, und junges Hoffen?
Neue Blüten, neue Freuden!

Die Linde.

Draußen steht im Frühlingsglanze
Hoffend — zagend — eine Linde —

Soll mit grüem Blätterkranze
Schmücken sich die starre Rinde?

Kaum vermag sie es zu glauben,
Daß des Winters rauhes Wüthen
Nicht für immer durfte rauben
Ihre Blätter, ihre Blüten.

So — nach trüben eis'gen Tagen —
Hat mich Liebe neu verkläret!
Jugend Herz! kannst Du's ertragen,
Daß dein Frühling wiederkehret?

Anna Dorn.

Geist und Natur.

Frisch wehet durch die grünen Blüten
Mit lust'gem Gruf der Morgenwind,
Die Erde trägt des Frühlings Spuren,
Die Luft sie jauchzt, wo Menschen sind!
Der Himmel steht in heit'rer Bläue,
Im Farbenschmuck das weite All,
Empor schwingt sich in heil'ger Weihe
Die Seele auf der Glocken Schall. —

Von Auferstehung jauchzt der Morgen,
Der Sonnenball von Himmelfahrt,
Vom Auferstehn aus Tagesorgen,
Von Himmelfahrt aus Tagesart;
Die Freude hat in alle Herzen
Sich heut mit mildem Trieb gesenkt,
Sie hat hinweggeschenkt die Schmerzen,
Die ihre Menschenbrust beengt.

So wie die Erde frei und freier
Des Eises starre Fesseln brach,
So schwindet in des Tages Feier
Der Nächte trübes Ungemach;
So wie der Sonnenstrahl im Lenze
Das Weilchen innig liebend küßt,
So hat, gehüllt in Blumenkranze,
Die Liebe heut die Welt begrüßt.

Sie ist's, die mit der Freud' im Bunde
Zum Himmel fliegend aufwärts fliegt,
Auf, daß ein jedes Herz gesunde,
Das krankend noch am Boden liegt,
Wohin ich blicke seh ich Freude
Und seh ich Grün der Hoffnung nur,
Des Geistes stolzeste Gebäude,
Was sind sie gegen dich, Natur!

Natur, Natur an Deine Brüste
Schwingt sich die Menschheit treu und warm,
Und wer der Liebe keine wüßte,
Er fände sie in Deinem Arm.
Du schmückst der Erde Ball mit Rosen,
Den grauen Zweig mit frischem Grün,
Du läßt bei jedem Lenzesfeier
Dich ewig neu aus dir erblühn.

Segrüßt Natur, in deine Tempel
Tritt freudig ein der Menschengestalt,
Hier trägt das Blatt der Heilheit Stempel,
Das fallend ihn willkommen heißt!
Segrüßt Natur, zu deinen Füßen
Such ich der Wahrheit ew'ges Licht,
Vom Himmel mag ein Stern mich grüßen,
Das, was ich suche, ist ja nicht!

Die Wahrheit such' nicht in den Höhen,
Die Weisheit nicht im Aethergestalt,
Lernt sie aus der Natur verüben,
Und ewer nennt ihr eine Welt.
Auch mir klary's stürmisch einst im Herzen,
Auch ich, ich strebte himmelan,
Ich fühlte aller Welten Schmerzen
Wie ein gefesselter Titan. —

Auch mir klang die Sirenenstimme
Des eignen Wahnes flüsternd zu:
Streb' auf zum unerforschten Himmel,
Verlaß der Erde träge Ruh.
Zerschlag des Tages enge Schranken,
Entflieh dem ew'gen Ginerke.
Und sei im Tage der Gedanken
So wie der Sonnenadler frei!

Erfaß' im Sturm des Vorbereits Zweige,
Und brich ein Reis vom Weidenbaum,
Doch säume nie und strebe, zeige,
Bis du durchwessen Zeit und Raum! —
Das ist vorbei, ich kehrt' zerrissen
Und matt vom Himmelsflug zurück,
Nicht weiß ich, was ich mochte wissen,
Nicht fand ich das gesuchte Glück.

Nun ruh' ich aus in deinem Schooße
Und träume deinen holden Traum.
So gieb mir eine Liebesrose
Und nur ein Blatt vom Lebensbaum!
Dir diene in der Sonne Klarze,
Das athmet, was den Tag nur preißt!
In dir liegt das erstrebte Ganze,
In dir, Natur, des Seiens Geist!

Adolf Stern.

Worte am Sarge Ludwig Tieck's

gesprochen am 1. Mai 1853

von

Dr. A. Sydow,

Prediger an der Neuen Kirche zu Berlin.

In dem Herrn geliebte Anwesende,

Werthe christliche Männer und Freunde!

Es ist ein Werk voll ernster Behmuth, das uns hier versammelt; Ludwig Tieck ist aus dem Kreise der Lebendigen abgerufen; dieser enge Sarg umschließt die verwesliche Hülle, deren beseelender Geist einst in kühnem Fluge die Schöpfung durchmaß, und wir sind hierhergekommen, in frommer Pietät von ihm dem Staube wiederzugeben, was des Staubes war.

Uns alle erfüllt, näher oder entfernter, ein persönlicher Schmerz. Am nächsten diejenigen in unserer Mitte, die dem Entschlafenen durch die Bande des Blutes und der Verwandtschaft geeinigt waren. Aber es zieren unsren Kreis auch noch einige der greisen, ehrwürdigen Männer, denen tiefeinsamer zu Muth wird, wenn nun wieder ein Edler dahingeht, mit dem sie in der Zeit der Jugend und der strebenden Kraft das Leben getheilt. Und uns allen war die Gunst geworden, daß wir die reichen, mannichfaltigen Eindrücke, die uns aus der unverstiegenen Fülle seines Innern kamen, in lebensvollereim, liebevollereim Verständniß an sein theures persönliches Bild anknüpfen konnten.

Doch gerade hieran knüpft sich eine erhebende Betrachtung des Trostes. Wer fähig ist, um Ludwig Tieck's Heimgang persönlich zu trauern, der steht auf einem Standpunkt des geistigen Lebens, dem der Entschlafene nicht geschieden ist, ob er auch dem äußerlichen Sinne nicht mehr gegenwärtig. Was wir in ihm geliebt, bewundert und geehrt nach der geistigen Ausrüstung die ihm von Gott, dem Vater des Lichtes und der Geister, aus freier Gnade geschenkt war, es stirbt nicht mit der sterblichen Erscheinung.

Wo ist der Mensch wahrhaft gegenwärtig? Nicht doch nur da, wo die Nähe der leiblichen Hülle, wo die Wahrnehmung des äußeren Sinnes uns sein Dasein verkündigt! Da ist der Mensch gegenwärtig, wo innerlich vernommen wird, was er gesucht und errungen, was er gelitten und gewollt. Da ist er gegenwärtig, wohin sein Geist zu bleiben dem Eindruck Bild und Gedanken sendet, wo sein inneres Leben, verwandtes Leben findend, befreundet anklingt und den antwortenden Ton entlockt. Da ist er gegenwärtig, wo die Thaten seines Gemüthes, treffend die empfängliche Stätte, Leben zünden, und aus jenem geheimnißvollen, unbegriffenen Schöpfungsact geistiger Vermählung neue Bildungen gestalten, neue Rich-

tungen der geistigen Thätigkeit hervorrufen. In diesem Sinne bleibt Ludwig Tieck unter uns.

Aber nur zu leicht entschwindet dem Gedächtniß der Menschen, wie das errungen und geworden, was sie mühelos genießend besitzen, und der gedankenlose Sinn ist in Gefahr, mit der Anschauung der Arbeit seiner Wohlthäter auch die Früchte dieser Arbeit zu verlieren. So soll es nicht sein in unserm Verhältniß zu Tieck, so kann es nicht kommen in seinem Verhältniß zum deutschen Volke.

In dem Leben bedeutender Männer ist alles bedeutsam. Ist dieser Gedanke nicht selbst nur eine einzelne Anwendung von der Weltanschauung jener Schule, der Tieck angehörte und die diese Weltanschauung mit dem Namen der symbolischen bezeichnete?

Ja, bedeutsam ist die Gunst gewesen, die nach der Fügung der Vorsehung ein erhabener Wille dem schon greise gewordenen Dichter zugewendet, eine Gunst, die wie als Genossen des engeren Vaterlandes, aus dessen Hauptstadt der Entschlafene hervorgegangen, mit freudigem Beifall, mit gerechtem Stolze gepriesen, und welche in der Ueberlieferung auf die künftigen Geschlechter als eine sinnvolle und lehrende Thatsache wird fortgetragen werden. Es hat der Fürst den Sänger in seine Hallen gerufen, daß eine Wirklichkeit, hinausgeschoben über die irdische Nothdurft und Verkümmern, ihn entsprechend umgebe, der dichtenden Kraft zu einem Zeichen und einer Erleichterung, ihre Ideale des Freien, Großen, in sich Zulänglichen und Schönen nicht krankhaft außerhalb oder jenseits edler Wirklichkeit zu suchen. Es hat der Fürst den Sänger gerufen zu einem Zeugniß, wie es das schönste Amt des Fürsten ist, die Güter des geistigen Lebens in der Menschheit zu schützen und zu pflegen, zu einem Beispiel davon, wie insbesondere die Macht und der Wert desjenigen Gebietes geistigen Lebens zu würdigen sei, dessen Chorführer in deutschen Gauen ein halbes Jahrhundert lang der edle Meister war.

Wir erkennen unter den unsichtbaren Gewalten, die zu dieser Zeit in streitender und bildender Gährung die Geister bewegen, auch die Thaten seines geistigen Schaffens.

Seiner Freunde einer, Friedrich v. Schlegel, sagt irgendwo, daß in dem bunten, scheinbar regellosen Gewühl der menschlichen Dinge es eigentlich immer nur einzelnewenige Helden sind, die die großen Schlachten des Geistes schlagen und gewinnen. Daß unter diesen Einzelnen auch sein Name genannt werde, auch sein Haupt die gerechte Zierde seines Kranzes trage, sprechen wir ehrend an seinem Sarge aus, wird die Geschichte der vaterländischen Literatur sich immer beeifern zu bezeugen. Denn im Wesent-

lichen siegreich schon hat sich der Kampf gewendet, in welchem er einst, verbunden mit den edelsten

Geistern der Nation, das neue Jahrhundert dem eingerissenen Verderben abgestritten.

(Schluß folgt)

Feuilleton.

Literatur.

August Biedert. Dieser treffliche Uebersetzer aus dem Russischen, von dem wir neulich einige Beiträge brachten, lebt gegenwärtig in Dresden als Correspondent der „Moskowschen Zeitung.“ Seine Arbeiten, die er im „deutschen Museum,“ in der „Illustrierten Zeitung,“ in der „Novellenzeitung,“ im Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon“ u. veröffentlichte, haben sowohl seine tiefe Kenntniß des gesammten Lebens und der nicht bedeutungslosen Literatur Rußlands gezeigt als ihm auch als Uebersetzer einen Platz angewiesen, den einzunehmen sich wenige rühmen dürften. Er verbindet mit aller Treue und Strenge doch diejenige nothwendige Freiheit, ohne welche das Uebersetzen zur geistlos mechanischen Fabrikarbeit wird. Das mitgetheilte Bruchstück aus Gogol's „Revisor,“ welches ebenso charakteristisch für die russischen Zustände und Anschauungen als für Biedert's Uebersetzungstalent ist, macht den Versuch einer Einbürgerung des Lustspiels auf deutschem Repertoire wünschenswerth — in Paris wird es in französischer Uebersetzung von Eugen Moreau zur Aufführung gelangen. Eine Biographie des Dichters Gogol ebenfalls aus Biedert's Feder befindet sich im vorigen Bande der „Illustrierten Zeitung.“ —

Berthold Auerbach's sämtliche Schriften und seine Novelle. In der „Europa“ lesen wir von einer zu erwartenden Gesamtausgabe von Auerbach's Schriften, ein gewiß höchst schätzenswerthes und willkommenes Unternehmen. Auerbach's neue Novelle dagegen „der Viereckig oder die amerikanische Kiste,“ (mitgetheilt in Gukow's nicht genug zu empfehlenden Unterhaltungen am häuslichen Heerde) hat nicht ganz die Erwartungen erfüllt, die man davon hegte.

Thätigkeit mehrerer Schriftstellerinnen. Fanny Lewald wird endlich ihre „Wandelungen“ herausgeben, von Amely Bölte steht ein neues Werk: „eine deutsche Palotte in London“ in Aussicht; endlich soll laut „Jahreszeiten“ Emma Schellbach, deren Roman „Veronika“ wir neulich besprachen, an einem zweiten Werke arbeiten, von dem wir wünschen wollen, daß er dem unbestreitbaren

Talente der Verfasserin mehr Ehre mache, als das erste.

Correspondenz.

⊙ Leipziger Wochenchronik.

(Das Armenconcert. — Hamlet. — Das Leben ein Traum. — Wallensteins Tod. — Bönsvorstellungen. — Das Haus von Barneveldt. —)

Sonnabend den siebenten Mai wurde uns in dem Concert zum besten der Armen außer der „ersten Walpurgisnacht“ von Felix Mendels'ohn Bartholdy der Genuß einer Aufführung von Ludwig von Beethovens neunter Symphonie zu Theil. Daß dies herrliche Werk mehr und mehr anfängt populair zu werden, können wir nur mit hoher Freude begrüßen, es versteht sich von selbst, daß dasselbe außer dem Bereiche der Tageskritik liegt.*) Die Ausführung der Chöre sowie der Soli durfte im allgemeinen befriedigend genannt werden, nur Herr Behr (sonst einer der wenigen ächten Künstler, die unsre Stadt aufzuweisen hat) ließ sich einiges fatales Tremoliren zu Schulden kommen. — Unser Stadttheater hat einen Anlauf zum besseren genommen, eine Aufführung des „Hamlet,“ eine andere des Calderonschen „Leben ein Traum,“ endlich von „Wallensteins Tod“ (bei wenig gefüllten Hause), endlich zwei Wiederholungen des „Lannhäuser“**) verdienen lobend anerkannt zu werden. Auch Dingelstedt's Trauerspiel: das Haus des Barneveldt soll in Vorbereitung sein. Wenn es nicht bloß in Vorbereitung bleibt, sagen wir der Regie (Hr. Rudolph) den besten Dank dafür.

Sogleich nach den Pfingstfeiertagen werden die Bönsvorstellungen beginnen und hoffentlich wie im vergangenen Jahre auch die Wiederholung einiger classischen Stücke veranlassen. Wir möchten als zunächst wünschenswerth „Cabale und Liebe“ und „das Käthchen von Heilbronn“ nennen.

*) Wir verfehlen bei der Gelegenheit nicht, unsere Leser auf Richard Wagner's Programm zur neunten Symphonie aufmerksam zu machen.

**) Die letzte mit Josef Scharif's Gaidel.

Beitschwingen.

Eine artige Erfindung. In der Hamburger Modezeitung „Jahreszeiten“ lesen wir: „wir wollen den Leserinnen von einer so schönen wie nützlichen Erfindung des Professors Runge in Dranienburg Mittheilung machen, mit der sich die Chemie wie die Malerei in den besondern Dienst des zarten Geschlechts begeben hat und ihm die mannichfaltigsten neuen Dessins in Aussicht stellt. Herr Runge bringt zwei Flüssigkeiten von chemisch entgegengesetzter Wirksamkeit tropfenweise auf einem Stück Papier zusammen, und deren Kampf oder Wechselwirkung giebt dann so verschiedenartige Farbenbilder und Zusammenstellungen, wie sie die abenteuerlichste Phantasie nicht erfinden konnte. Der Geschmack wird sich unter diesen Bildern seine Muster für Damenkleider wählen und wird nicht wegen Mangels an Dessins, sondern eher vor deren Ueberfluß in Verlegenheit kommen. Herr Runge hat bereits mit der Vervielfältigung dieser chemischen Bilder begonnen und giebt sie heftweise (stets 120 Stück) bei Mittler und Sohn in Berlin heraus.

Die Künstler. Wenn wir alle die, welche sich gegenwärtig zu den „Künstlern“ zählen, durch Leistungen und Gesinnungen genöthigt auch als solche gelten lassen wollen, so wäre Deutschland reicher an Künstlern als an Handweckern. Die Vorsehung hat das verhütet, — wir haben nur wenige „Künstler,“ aber desto mehr Handwerker.

Ein Curiosum aus der Buchhändlerwelt. Vor uns liegt der „Geschäftswahlzettel“ von F. A. Schreiber in Marienberg, den wir als interessantes Actenstück dem Publikum nicht verenthalten dürfen. Nach der Ankündigung seines Journalcircels und seiner Leihbibliothek, nach der Ankündigung von „Onkel Toms Hütte,“ von „Campe's Briefsteller“ „und des frommen Christen Haustempel“ empfiehlt Herr Schreiber zu freundlichen Aufträgen als stets vorräthig: alle Sorten von Bind- und Packfaden, Hefzwirn, Pack-, Wasch- und Ackerleinen, Stränge, Jagdtaschen, Gurte und andere Seilerarbeiten, — Schreibmaterialien, Zeichnen-, Pack-, Brief- und Schreibepapiere, Federn, Tinte, Streusand, Federmesser, Federhalter, Reißzeuge, Zirkel und Reißfedern; Kartonagen und Pomaden, Portemonnais, Cigarettenetuis, Häkel- und Nähbetuis in den verschiedensten Sorten und allen noch dahin einschlagenden Artikeln. Gute Tabake. — Gute alte Cigarren von 5—14 Thlr. das Tausend. Gummicigarrenspitzen. Papiermaché-Figuren.

Tieck's Begräbniß. Aus Berlin schreibt Heinrich Smidt der „Allgemeinen Theater-

Chronik“ über Tieck's Begräbniß: in meinem letzten Briefe theilte ich Ihnen die erschütternde Kunde von dem Ableben des edlen Dichters mit. Lassen Sie mich einige Worte über des Poeten letzten Gang hinzufügen. Es war der erste Mai, ein wahrhafter Sonnen- und Sonntag, als sich in der neunten Morgenstunde die Freunde und Verehrer des Dichters in dessen Wohnung, Friedrichstraße 208, einfanden, um des traurigen Amtes zu warten. Vom matten Kerzenschimmer übergossen, mit Kränzen bedeckt, mit Blumen umgeben, hob sich der Sarg, der die Hülle des Verehrten umschloß.

Die Notabilitäten der Wissenschaft und Kunst, unter ihnen Alexander von Humboldt, scharten sich um denselben, und horchten der feierlichen Weise, welche der Domchor, unter Leitung seines Meisters, Reidhart, anstimmte. Hierauf ergriff der Prediger Endow das Wort und entwarf in einer erschütternden Rede ein lebenswahres, großartiges Bild des greisen Sängers, der uns über ein halbes Jahrhundert lang mit der Fackel der Poesie den dunklen Lebensweg magisch erhellte, und nun versammelt worden ist zu den Vätern. Unter lautloser Stille endete der Vortrag, der jedem Auge Thränen entlockte.

Langsam und feierlich bewegte sich der Zug die Friedrichstraße entlang zum Halleschen Thor hinaus, dem Dreifaltigkeitskirchhofe zu. Hier, wo die edelsten Freunde des Dichters, Schleiermacher und Steffens ruhen, war ihm die Stätte bereitet. Das Grab war mit den ersten Frühlingsblüthen geschmückt, und der Lenz senkte sich sonnig warm auf die Trauerstätte. Als wir dem Geschiedenen das letzte Lebewohl zugerufen hatten, und der Priester den Segen sprach, senkte sich der Sarg. Und als derselbe den Boden erreichte, begann plötzlich in dem nahen Baume eine Nachtigall zu schlagen. Philemiele sang dem Dichter, der sie so oft besungen, das Grablied. Dieses zufällige Ereigniß machte auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck, und schweigend kehrte Jeder, tief erfüllt von der Größe des herben Verlustes in seine Klausel zurück.

Ein würdiges Denkmal wird das Grab des Poeten schmücken. „Der marmorne Löwe mit dem Blumenkranz,“ ein Werk seines ihm vorangegangenen Bruders Friedrich, soll dazu bestimmt sein. Ein schöneres Symbol könnte kaum gefunden werden, um die Stätte zu bezeichnen, wo der letzte Romantiker ruht.

Leicht sei ihm die Erde und heiter sein Erwachen. Heiter, gleich dem Maientmorgen, wie er ihn gedichtet.